

Sabine Mayr
»UND NUR DIE BERGE«

Roman

Exposé
& Leseprobe

EXPOSÉ

»Und nur die Berge« ist ein Familienroman über fünf Generationen, eine Reise durch das vergangene Jahrhundert, von den Höhen der Berge bis in die Tiefen der Großstadt.

In sieben Kapiteln, die nach den Namen der jeweiligen Figur benannt sind, werden deren Schicksale aus personaler Sicht, das letzte in der Ich-Form, erzählt. Es geht um das Menschsein, die Sehnsucht nach Liebe, die Angst vor Schmerz und Verlust, aus der Perspektive von Mann und Frau, in der Vergangenheit und Heute.

1903 stirbt die Bergbäuerin *Dolores* unter der Totgeburt ihres zweiten Kindes, der Mann hat unter den harten Lebensumständen kaum Kraft und Zeit für Trauer. Ihr Sohn *Urs* wächst ohne Mutter und Schulbildung, dafür mit viel Arbeit auf. Ihm fehlen die Worte für seine Sehnsucht nach Liebe auch gegenüber seiner Frau *Ladina*. Aus dem Wunsch, seinem Sohn ein besseres Leben zu ermöglichen, zieht er in den Krieg, trifft dort im Schützengraben einen Bibliothekar, der ihm den Zugang zu Geschichten und zu seinen eigenen Gefühlen schenkt. *Ladina* hat Glück, *Urs* heiratet sie, nachdem er sie geschwängert hat, und ist gut zu ihr, doch dann fällt er im Krieg. Als alleinstehende Bergbäuerin lernt sie, Kartoffelkäfern und ihrer Erzfeindin die Stirn zu bieten, und kämpft sich durch, ohne den Begriff „Emanzipation“ überhaupt zu kennen; ihre einzige Freundin ist die Hebamme *Anna*.

Ihr Sohn *Urs* vermisst seinen gleichnamigen Vater und emotionale Wärme bei der Mutter, darf als erster der Familie Schulbildung und moderne technische Errungenschaften kosten und findet Trost in Büchern und in seiner Freundin und Frau, *Agnes*. Er entwickelt eine Weltoffenheit, ohne die Berge jemals zu verlassen. Sein Sohn *Peter* ist ein unsportlicher Außenseiter. Er lässt als erster der Familie das Bergdorf hinter sich und wird in der Kleinstadt Elektriker. Dort verliebt er sich in die selbstbewusste Lehrerin *Sandra*, sie heiraten und bekommen zwei Kinder: *Constantin* und *Martin*. Bald wird klar, dass *Constantin* Autismus hat. Obwohl *Peter* sich bemüht, die Familie zu unterstützen, hält ihn doch die traditionelle Männerrolle gefangen, *Sandra* verlässt ihn und er erkennt *Martins* Problem nicht. *Sandra* kämpft mit ihrem Wunsch, emanzipiert leben zu wollen, und der Belastung der Mutterrolle, noch dazu mit einem autistischen Sohn. Obwohl sie *Peter* und ihre Kinder liebt, verlässt sie die Familie, nachdem sie sich jahrelang als Mutter als Versagerin fühlt, um beruflich in einem

Jugendheim in der Großstadt Anerkennung zu finden. Dort schafft sie es, Martin bei dem Dilemma zu helfen, das sie schon lange im Innersten über ihn ahnt: sein Wunsch, eine Frau zu werden. Martin fühlt sich seit seiner Kindheit fremd in seinem Körper. Neben dem autistischen Bruder bleibt von Anfang an wenig Aufmerksamkeit der Eltern für ihn übrig; ihm bleiben die grünen Gummibärchen, die Constantin nie anrühren würde.

Als Jugendlicher beginnt die Angst vor der Pubertät, er verliebt sich, die Mutter lässt ihn im Stich und der Vater versteht sowieso überhaupt nichts, so dass er von zuhause in die Großstadt zu seinem Freund flieht. Nachdem er von ihm jedoch missverstanden und vergewaltigt wird, läuft er wieder davon, irrt tagelang auf der Straße herum. Dort sucht und findet ihn Sandra; mit ihrer Hilfe wagt er schließlich den Schritt, zur Frau zu werden und wählt den Namen *Dolores*, nach der Urgroßmutter. Das Wiedersehen mit dem Vater im Jahr 2006 gibt Hoffnung auf einen guten Neuanfang.

Der Roman richtet sich vor allem an Leser*innen, die sowohl die *alte* als auch die *neue* Generation mit ihren Nöten und Bedürfnissen verstehen. Neben den Unterschieden der Lebensumstände und der jeweiligen Sprachlosigkeit zeigt er, wie stark Kindheit und Familie prägen, wie die Generationen sich weiterentwickeln und das Grundbedürfnis nach Liebe und Geborgenheit doch gleichbleibt. Ein Aufruf zur Toleranz.

Umfang: ca. 230 Seiten



Foto: Regentaucher

SABINE MAYR wurde 1972 in Deutschland geboren. Sie studierte Medizin und arbeitete im Dr. von Haunerschen Kinderspital in München als Kinderärztin. 2002 zog sie mit ihrer Familie in die Schweiz. Am Kinderspital Zürich vollendete sie ihre Facharztausbildung als Kinderärztin und spezialisierte sich dort nach einem mehrjährigen USA-Aufenthalt 2017 als Entwicklungspädiaterin. Sie arbeitet in einer Gemeinschaftspraxis, beschäftigt sich u.a. mit psychosozialen Belastungssituationen und Verhaltensstörungen wie Autismus, ADHS und Transgenderproblemen. Mittlerweile Mutter von drei erwachsenen Kindern, erfüllte sie sich 2022 ihren Kindheitstraum und begann zu schreiben. Seit 2023 lernt sie ihr Handwerk in der Autorenschule Textmanufaktur.

LESEPROBE »UND NUR DIE BERGE«

1. Dolores I

Schweigend arbeiten die zwei Menschen nebeneinander im Feld. Der Mann schwingt regelmäßig seine lange Sense. Die Frau bückt sich immer wieder tief über ihren ausladenden Bauch. Stille und Einsamkeit. Kein anderer Mensch in der Nähe. Die Luft flimmert. Glühende Augusthitze trotz der Höhe. Vereinzelt leuchten rote Mohntupfer im Ockergelb. Der Mann fährt mit der Sense nah an den nackten Beinen der Frau vorbei - eine Unachtsamkeit, und er könnte sie verletzen.

Ein Bartgeier zieht seine Kreise über dem Aas einer Gams, die bei einem steilen Klettersprung unglücklich landete. Der schwarze Schatten seiner weiten Schwingen rast über das Gold des Feldes und das Grau der Felsen.

Das Pfeifen der Murmeltiere verstummt. Gerade noch reckten sie ihre Hälse in die Höhe und warnten ihre Artgenossen vor dem Feind, jetzt huschen sie in ihre Höhlen.

In der Ferne zieht am Horizont hinter den Bergen lautlos eine dunkle Wolkenwand auf.

Von Zeit zu Zeit nimmt der Mann seinen Strohhut ab und wischt sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Hinterlässt eine helle Staubspur in seinem sonnenverbrannten Gesicht. Auf den Handflächen dicke Schwielen. Er nimmt die Sense wieder auf und fährt mit der Arbeit fort. Seine Hände sind fest um das Holz der Sense geschlossen.

Er verdrängt den Schmerz, der dort am größten ist, wo der Holzstiel gegen die Handknochen drückt. Er spürt, der Widerstand der Halme gegen die Schneide nimmt zu, sie wird stumpf.

Heute Abend muss er sie wieder dengeln und wetzen.

Er sieht zu seiner Frau. Sie arbeitet still und stetig, sammelt die von ihm gefällten Ährenhalme mit einer Sichel auf. Fasst sie zu Bündeln zusammen, die sie dann zu einer großen Garbe bindet. Die Garbe ist dicker als ihr eigener Bauchumfang, der in auffallendem Kontrast zu ihren hageren Armen und Beinen steht.

Ob es diesmal ein Mädchen wird? Ihr Bauch ist grösser als bei Urs damals.

Jetzt richtet auch sie sich auf und streicht mit ihrer Hand über den Bauch. Umfasst ihn wie zum Schutz. Ein paar Haarsträhnen haben sich unter ihrem Kopftuch gelöst und kleben in ihrem verschwitzten Gesicht. Sie legt die Sichel weg und macht sich daran, die Strähnen zurück unter das Tuch zu stecken.

Er mahnt sie: „Schlaf nicht, das Gewitter kommt bald und wirft uns die ganze Ernte um.“

Seufzend lässt sie ihre Haare sein und bückt sich ohne ein Wort nach ihrer Sichel.

Plötzlich entfährt ihr ein spitzer Schrei. Überrascht schaut der Mann zu ihr. Jammern ist er nicht gewöhnt, nicht von ihr. Sie kauert vorneübergeneigt, ihre Arme umklammern den prallen Bauch. Die Sichel liegt am Boden. Etwas rinnt zwischen ihren Beinen herab. Auf dem rissigen Erdboden breitet sich eine kleine Pfütze zwischen ihnen aus. Zuerst klare Flüssigkeit, dann kommt Blut dazu. Immer mehr Blut.

Aus der Ferne ertönt ein lautes Donnern. Der Mann steht wie gelähmt, kann den Blick nicht von der immer grösser werdenden Lache wenden. Die Frau stürzt zu Boden.

Aus dem Augenwinkel sieht er zwei Männer eine Transportsänfte den steilen Bergpfad hinauftragen. Sie schwitzen unter dem Gewicht der Sänfte und scheinen die Bauern auf dem Feld nicht zu bemerken. Oder falls doch, zeigen sie keinerlei Interesse.

Sie wollen wahrscheinlich vor Eintritt des Gewitters im Kurort oben ankommen.

Der Mann sieht, wie sich der Spitzenvorhang des Sänftenfensters bewegt, er meint ein blasses Frauengesicht dahinter hervorspähen zu sehen. Dann verschwindet die Sänfte um eine Wegbiegung. Aus dem Blick.

Jetzt lässt der Mann seine Sense fallen, kniet sich nieder, nimmt die am Boden liegende Frau auf den Arm, lehnt ihren Kopf an seine rechte Schulter, und macht sich mit ihr auf den Weg bergab.

Sie ist nicht allzu schwer, sie kann kaum mehr als ein Sack Getreide wiegen.

Von Zeit zu Zeit entfährt ihr ein schmerzvolles Stöhnen, welches immer leiser wird, bis sie am Ende keinen Laut mehr von sich gibt. So schnell ihn seine Beine tragen, läuft der Mann mit seiner Last den schmalen Weg hinunter. Oft lässt er eine der vielen Serpentincurven aus, und nimmt geradeaus eine steile Abkürzung durch das holprige Gras. Einmal vertritt er sich fast den Fuß in einer von Gestrüpp überwucherten tiefen Mulde, doch er schafft es gerade noch, einen Sturz abzufangen. Ihr Blut tränkt seine Leinenhose, so dass sie ihm an den Beinen klebt und seine weit ausholenden Schritte erschwert. Endlich säumen vereinzelt Bäume den

Weg und spenden ein wenig Schatten. Ihre Wipfel schwanken im plötzlich aufkommenden Sturmwind. Sein Ziel taucht zwischen zwei hohen Tannen auf. Ein grobes Steinhäuschen mit Schieferdach. Es steht einsam, etwas oberhalb der anderen wenigen Häuser des kleinen Bergdorfs. Der Mann stößt mit seiner linken Schulter die Holztür auf und lässt die Frau mit einem Seufzer auf die einfache Holzbank in der Stube sinken. In seiner Eile achtet er kaum auf seinen Sohn, der mit tränenverschmiertem Gesicht mitten in der Stube steht, statt in seiner Krippe im Eck zu sitzen. Der Schlingel muss wohl über das Holzgitter geklettert sein. Nun weicht der Dreijährige mit offenem Mund und Eulenaugen ein paar Schritte zurück von seiner Mutter, die da mit geschlossenen Augen, die Haut weiß wie Schnee in einem See von Rot vor ihm auf der Bank liegt.

Der Mann reißt den großen Kupferkessel vom Haken über dem Herd, rennt damit wieder aus der Tür zu dem Gebirgsbächlein hinter dem Haus und füllt ihn bis zum Rand. Schnaufend trägt er das Wasser in die Stube und wuchtet den Kessel zurück an seinen Platz. Greift nach einem der stets von der Frau vorbereiteten kleinen Strohbindel, sowie nach den beiden Feuersteinen. Klopft diese ein paar Mal über dem trockenen Bündel zusammen, bis einer der Funken sein Ziel erreicht und das Stroh entflammt.

Er hört wieder ein leises Stöhnen von der Frau auf der Bank.

Was soll er nur tun?

Am liebsten würde er davonlaufen.

Stattdessen kocht er Tücher in dem großen Wasserkessel aus, füllt einen Teil des Wassers in eine kleinere Kanne. Er wärmt trockene Tücher über dem Feuer und legt sie bereit. Vorsichtig bettet er den Kopf der Frau auf eines davon. Sie stöhnt wieder kaum hörbar und ein Zittern durchzuckt ihren schweißnassen Körper. Er kniet vor ihren Beinen am Boden nieder, rollt ihren blutigen Rock hoch, wäscht und trocknet ihre Beine, ihren Bauch und Unterleib, so gut es geht. Erkennt, dass die Haare zwischen ihren Schamlippen nicht ihre eigenen sind. Der vorderste Teil des Kopfes des Ungeborenen ist schon zu sehen. Er atmet auf und wartet, wie er es bei den Kälbern immer macht. Doch diesmal tut sich nichts. So viel er auch mit warmen Lumpen dort unten putzt und vorsichtig reibt, die Öffnung wird nicht grösser, der Kopf tritt nicht weiter heraus. Bei den Kühen greift er in so einer Situation mit dem Arm tief in die Gebärmutter der Kuh, packt die Vorderbeine des Kalbes und zieht es daran heraus.

Doch das kann er hier mit seiner Frau nicht machen. Er denkt kurz nach. Dann geht er zum Kopf der Frau und beginnt, von oben Druck auf den ausladenden Bauch auszuüben. Immer stärker drückt er mit dem eigenen Körpergewicht, lange Zeit bewegt sich nichts. Nur das Stöhnen der Frau wird wieder lauter, bis zu einem jämmerlichen Wimmern.

Einem Tier würde er den Gnadenstoß geben.

Schnell verdrängt er den Gedanken.

Plötzlich fällt er fast nach vorne auf seine Frau, weil der Widerstand des Bauches auf einmal nachgibt. Es gibt ein klatschendes Geräusch, als das Neugeborene auf die Holzbank gleitet. Nur die Beine der Frau zu beiden Seiten verhindern, dass es von der Bank auf den Boden fällt, ehe der Mann zum Fußende eilen kann und es auffängt.

Es ist eine Tochter. Sie schreit nicht. Sie atmet nicht. Schlaff hängt sie in seinen Händen. Ihr Gesicht ist blau unter dem dunkelroten Blut und der weißen Käseschmiere. Der Mann wickelt das Kind in ein frisches warmes Tuch und beginnt, es vorsichtig trocken zu reiben. Erst behutsam und sanft, dann immer heftiger, wie er es bei Kälbern macht, die nicht gleich in dieser Welt ankommen wollen. Doch seine Tochter gibt kein Lebenszeichen von sich. Sie beginnt nicht zu schreien und nicht zu schnaufen. Schließlich legt er das Bündel der Mutter auf den Bauch. Öffnet mit zittrigen Fingern die Knöpfe an ihrem Kleid und positioniert den Kopf des Babys nahe der Brustwarze.

Da hebt die Frau kurz den Kopf und wirft einen Blick auf das leblose Neugeborene. Dann atmet sie mit schnorchelndem Geräusch aus. Ihr Kopf sinkt auf die Seite. Reglos liegen Mutter und Tochter da. Beide atmen nicht. Die Nabelschnur, die die beiden noch verbindet, pulsiert nicht mehr. Das Blut hat aufgehört zu fließen.

Eine Ewigkeit scheint zu vergehen.

Am liebsten würde der Mann sich neben die beiden legen und für immer einschlafen.

Doch da holt ihn eine leise Stimme zurück: „Papa?“

Urs.

Er nimmt seinen Sohn in die Arme, drückt ihn an sich und hält sich an ihm fest. Er umklammert ihn länger, als er in seinem dreißigjährigen Leben je einen anderen Menschen berührt hat.

Draußen naht das Gewitter. Die Donnerschläge rütteln immer stärker an den Steinwänden. Der erste Blitz, der durch das kleine Fenster den kohlschwarzen Himmel durchsticht, weckt

den Mann aus seiner Starre und lenkt kurz seine Gedanken auf das verlorene Korn auf dem Feld, bevor ihn das Hier und Jetzt wieder einholt. Er seufzt und setzt seinen Sohn jenseits der Blutlache am Boden ab, schließt den Fensterladen.

Dann wischt er mit den Tüchern den Boden auf, bis das Wasser im Kessel tiefrot ist. Als er nach draußen geht, um frisches zu holen, läuft der Junge ihm hinterher. Regen und Wind peitschen ihnen ins Gesicht, schnell schiebt er den Jungen vor sich wieder in die Stube und verriegelt die schwere Holztür mit dem massiven Riegel. Der Eisengeruch sticht dem Mann erst jetzt in die Nase, als er wieder von draußen hereinkommt. Übelkeit steigt in ihm auf, aber er schluckt sie hinunter und fährt mit dem Aufwischen fort. Nach einer Weile bemerkt er, dass Urs ihm helfen will, sich auch ein Tuch gegriffen hat und wie er am Boden wischt. Er sieht, wie sich der Bub mit dem Auswringen des großen Tuches mit seinen kleinen Händen schwertut und gibt ihm, ohne ein Wort zu sagen, ein kleineres. Der Junge nimmt es wortlos und arbeitet damit geschickter.

Der Mann legt die toten Körper von Frau und Kind auf den nun sauberen Boden und reinigt die Holzbank. Dann feuert er Holz nach und hängt die nassen Tücher über dem Herd zum Trocknen auf. Urs steht neben ihm und versengt sich beim Werfen eines Holzscheites die Finger an den lodernden Flammen. Der Junge erschrickt, zieht seine Hand zurück, weint aber nicht.

Selbst hat der Vater an diesem Abend keinen Hunger, aber seinem Sohn wärmt er für das Abendbrot über dem Feuer in einem kleineren Kessel Milch und schneidet ihm eine Scheibe Brot von dem Laib, den die Mutter vor drei Tagen gebacken hat. Er betrachtet seinen Sohn beim Kauen und meidet den Blick auf die tote Frau und das Totgeborene am Boden. Plötzlich fragt Urs:

„Wollen Mama und du nichts essen?“

Der Mann streicht ihm über den Kopf und antwortet:

„Nein, Urs, wir wollen nichts essen.“ Er schluckt hart.

„Bleib hier. Ich komme gleich wieder.“

Draußen ist es bereits fast Nacht, der Sturm hat sich ein wenig gelegt. Der Mann geht in den Stall neben dem Haus und greift nach seiner Axt. Er tritt wieder ins Freie und beginnt wie wild, neben dem Haus Holz in kleine Stücke zu hacken. Der Regen prasselt auf seinen Rücken. Lange hört er nur diese beiden regelmäßigen Geräusche. Seine Bewegungen werden nach einer

Weile langsamer. Als er müde genug ist, lässt er die Axt sinken und kehrt mit einigen Scheiten beladen zurück in die Stube. Der Junge ist über dem Tisch eingeschlafen. Behutsam legt er ihn in seine Krippe und deckt ihn zu. Legt die Holzkuh, die er ihm im Winter geschnitzt hat, neben ihn. Dann wickelt er die leblose Frau und das tote Baby auf ihrem Bauch in ein trockenes Tuch. Kauert sich am Boden daneben nieder.

Jetzt weint er. Lautlos.

In der Dunkelheit draußen wütet weiter das Unwetter. Die Sturmwinde peitschen gegen die Steinwände und zerren am schweren Holz der Tür und des Fensterladens. Irgendwann schläft er ein. Eine unruhige Nacht, in der er immer wieder erwacht. Am Boden.

Am nächsten Morgen ist das Gewitter vorübergezogen und der Himmel glasklar. Der Mann wacht mit den ersten Sonnenstrahlen, die durch die Ritzen hereindringen, auf. Seine Glieder schmerzen noch mehr als üblich von der Nacht auf dem harten Holzboden.

Er hätte sich in sein Bett mit der Strohmatte legen sollen. Allein.

Eiskalt überschwemmt ihn die Erinnerung, dass er jetzt allein ist. Allein mit seinem Sohn.

Er weckt Urs, zieht ihm das Hemd und die kurze Hose an, dann gehen die beiden gemeinsam in den Stall. Der Mann wirft einen prüfenden Blick auf Wände und Stalldach; das Holz hat dem Sturm standgehalten. Die Kuh muht schon, sie ist es nicht gewohnt, so spät gemolken zu werden. Es ist das erste Mal, dass er seinen Sohn den bedrohlichen Hufen des riesigen Tieres so nahekommen lässt.

„Bleib hier stehen. Pass auf ihre Hörner und Klauen auf.“

Dann beginnt er mit schnellen Fingern die Milch aus den Eutern zu melken. Der Milchstrahl landet geradewegs in dem Eimer, den er zwischen seinen Füßen eingeklemmt hat. Kein Tropfen geht verloren. Sein Sohn steht gehorsam in der Ecke und beobachtet ihn genau. Nach einer Weile beginnt er zu jammern.

„Ich muss mal. Wo ist Mama?“

Der Mann melkt fertig und geht dann mit Urs zum Misthaufen hinter dem Haus. Da bisher seine Frau dieses Geschäft mit dem Sohn erledigt hat, muss er ihm erst einmal zeigen, wie man im Stehen pinkelt.

Drinne fragt der Junge wieder nach seiner Mutter.

„Iss erst.“

Sie trinken einen Becher kuhwarme Milch und tunken ein Stück Brot darin ein. Der Mann bemerkt, wie der Junge immer wieder zu den eingewickelten Körpern am Boden schaut. Nach dem Frühstück nimmt er Urs auf seinen Schoß und sagt:

„Mama ist tot. Das ist, wie wenn du einen Löwenzahn pflückst, dann verliert der alle seine Milch und wird welk.“

Er weicht dem Blick des Kindes aus. Hält ihn kaum aus.

„Mama hat ihr Blut verloren. Sie hat keine Kraft mehr aufzustehen. Wir müssen sie im Boden vergraben, aber ihre Seele lebt oben im Himmel weiter und schaut auf dich herab.“

Als er die Tränen seines Sohnes sieht, zieht er ihn an seine Schultern und wiegt sich mit ihm hin und her, um ihn und sich selbst zu trösten.

Nach einer Weile löst er die Umklammerung und sagt: „Wir müssen weiter.“

Er wäscht Urs das verheulte Gesicht an der eiskalten Quelle hinter dem Haus. Dann nimmt er ihn auf seine Schultern und macht sich auf den Weg in den Kurort, um den Tod seiner Frau beim Amt zu melden. Unterwegs trifft er keinen Menschen.

Wahrscheinlich sind alle auf ihren Feldern, das restliche Getreide einzuholen, das ihnen der Sturm gestern übriggelassen hat.

Der Bürgermeister im Kurort trägt die Formalie kommentarlos in sein Gemeindebuch ein.

Wieder zuhause macht der Mann sich daran, ein Grab zwischen den Tannen neben dem Haus auszuheben. Urs spielt mit den Regenwürmern in dem wachsenden Dreckhaufen neben dem tiefer werdenden Loch. Nachdem die Toten im Leintuch eingewickelt im Boden liegen, hilft Urs seinem Vater mit den Händen, die Erde zurück auf das Grab zu werfen. Am Ende darf er mit den Füßen den Boden festtrampeln. Währenddessen sucht der Mann im Bachbett einen großen Schieferstein.

Als alles erledigt ist, macht er sich auf, das vom Gewitter verschonte Getreide einzusammeln. Anstatt wie sonst den Sohn zuhause in seiner Krippe zu lassen, nimmt er ihn diesmal mit. Fast bereut er es, als er sieht, wie der Junge mühsam mit seinen kurzen Beinen versucht, ihm den steilen Hang hinauf nachzueilen. Er trägt Seile und Linnen mit, um die verbliebene Ernte damit heimzubringen. Oben auf dem Acker findet er die Sichel seiner Frau und beginnt, die nicht davongewehten Getreidehalme vom Boden aufzusammeln. Dem geschickten Knoten der Frau ist es zu verdanken, dass er noch ein paar intakte verstreute Bündel findet. Er zeigt Urs, wie man erkennt, an welchen Ähren sich noch Körner befinden. Folgsam trägt der Bub die Halme

zu dem am Boden liegenden Tuch. Als der Vater sieht, dass er das Getreide kreuz und quer darauf wirft, rügt er ihn.

„Die Köpfe müssen aufeinander liegen.“

Daraufhin macht der Junge es richtig.

Am Ende des Tages haben sie drei große Haufen Bündel gesammelt. Der Vater zeigt Urs, wie man ein Tuch um die Garben wickelt und mit Seilen zusammenschnürt. Eine Garbe legt er auf ein extra dickes Leintuch und erklärt seinem Sohn, wie er die beiden Endzipfel packt und diese Ladung hinter sich am Boden den Berg herunterzieht. Die Last ist so groß wie der Junge selbst, und etwa dreimal so dick. Der Vater selbst wuchtet sich die anderen zwei Garben auf den Rücken. So beladen, machen sich die beiden auf den Heimweg. Der Vater passt auf, dass das Bündel des Sohnes nicht vom Tuch herunterrutscht. Zuhause stellt er die Garben im Stall zum Trocknen auf, bevor er die Körner in den nächsten Tagen abdreschen und im Traidkasten aufbewahren wird. Dann feuert er den Herd an und wärmt Milch für das Abendbrot.

Spät in der Nacht, während Urs schon lange schläft, bearbeitet der Mann am Feuer den schönsten Schieferstein, den er finden konnte, mit Hammer und Meißel. Manchmal schlägt er wütend, dann wieder streichelt er ihn fast. Das regelmäßige Klopfen hilft ihm, Ordnung in seine Gedanken zu bringen.

Urs braucht eine Mutter. Aber eine wie sie wird er nie wieder finden.

Er richtet den Grabstein am nächsten Tag über der frischen Erde hinter dem Haus auf, wo seine Frau und Tochter liegen. Er spricht kein Gebet, und er vergießt keine Träne. Der Grabstein zeigt die Inschrift:

Dolores Bersorger, geb. Pleisch, geboren 10. März 1881, gestorben 3. August 1903

Tochter Bersorger, geboren und gestorben 3. August 1903

2. Urs I

„Ich bekomme ein Kind. Es ist von dir“, flüstert sie. Kälte dringt von draußen herein. Sie steht zitternd in der Tür, die er von innen auf ihr Klopfen geöffnet hat.

Damals im August auf der Kirmes hatte sie ihn auch zuerst angesprochen.

„Ich bin die Ladina. Ich bin Magd beim Kronenbauer. Und wie heißt du?“

„Ich bin der Urs, Sohn vom Bersorger Bauern“, hat er ihr damals geantwortet.

Die Blaskapelle spielte. Es gab Bier, ein wenig Essen. Und vor allem Tanz. Den ganzen langen Abend. Bis in die Dunkelheit.

Er kann sich bis heute nicht erklären, wie es passierte, aber am Ende tanzten er und die Magd des Kronenbauern immer weiter abseits. Er sprach nicht viel. Sagte ihr zum Beispiel nicht, wie hübsch sie aussah. Dass er sich wünschte, diese Nacht würde nie enden. Der Tanz mit ihr. Ihre Nähe. Ihre Stimme. Ihr Erzählen. Er hörte ihr gerne zu. Ihr Lachen. Ihr Geruch. Kamille. Er konnte nicht genug davon einatmen.

Wild und ausgelassen tanzten sie. Zuerst. Dann immer enger. Eine drängende Sehnsucht überkam ihn plötzlich. Sie muss gespürt haben, wie er hart wurde. In der Dunkelheit hinter der Kirchenwand ließ sie es zu, dass er ihre Brüste berührte, sie gierig küsste, ihren Rock hob und in sie eindrang.

Seit dem Abend im August sah er sie nur hin und wieder von Weitem auf dem Feld oder in der Kirche. Getraute sich weder, ihr zu winken, noch sonst irgendein Signal zu geben.

Doch jede Nacht musste er an sie denken. Erinnernte sich mit Scham. Aber auch mit der heimlichen Hoffnung, sie eines Tages wieder in den Arm nehmen zu können. Nur wußte er nicht, wie er das anstellen sollte.

Und jetzt, Anfang Dezember, steht sie plötzlich vor ihm. Es ist wieder Abend. Die eisige Kälte dringt sofort in die Stube, als er das leise Klopfen hört und die Tür öffnet. Aus dem Inneren der Stube leuchtet das Feuer auf Ladina im Türstock. Von draußen leuchtet der Schnee am Boden. Ihr Kamilleduft strömt ihm mit der frischen Luft entgegen.

Urs hält seinen Kopf gesenkt, er traut sich nur kurz sie anzusehen. Er hat den Eindruck, sie ist unruhig, fast ängstlich.

Oder bildet er sich das nur ein? Ihm selbst rast bei ihrem Anblick und ihren Worten das Herz. Er kann sich nicht vom Fleck rühren, hustet. Wie immer fehlen ihm die Worte. Ihre Worte, die einzigen, die bis jetzt an diesem Abend gefallen sind, hallen in seinem Kopf nach: „Ich bekomme ein Kind. Es ist von dir.“

Der Vater drinnen muss es auch gehört haben.

„Lass sie rein“, ertönt seine Stimme aus der Stube.

Urs erwacht aus seiner Starre und geht einen Schritt beiseite. Zögernd tritt die Magd über die Schwelle. Er schließt die Tür hinter ihrem Rücken. Trotz der Kälte bricht ihm der Schweiß aus.

Ladina bleibt nahe der Tür stehen. Er versucht sich an ihr vorbeizudrängen, ohne sie zu berühren. Sein Blick ist weiter auf den schwarzen Holzboden gerichtet.

Gerade noch hat er so intensiv ihre Nähe empfunden, dass die Welt um ihn zu verschwinden drohte. Umso deutlicher spürt er auf einmal wieder die Distanz, auch wenn es höchstens ein Klafter sein kann. Er dreht kaum merklich ein ganz klein wenig seinen Kopf nach ihr um.

Sie weicht kaum von der Tür, als wollte sie sich einen Fluchtweg offenhalten.

Der Vater steht auf und sagt: „Setzt euch auf die Bank.“

Urs tut, was der Vater sagt. Wie immer. Ladina scheint für die wenigen Meter bis zur Bank eine Ewigkeit zu brauchen, immer wieder dreht sie sich zur Tür um, wie um sicherzugehen, dass diese nicht verschwindet. Sie setzt sich ans andere Ende der Holzbank, möglichst weit von ihm weg.

Der Vater baut sich vor ihnen auf und verschränkt die knorrigen Arme vor der Brust.

Eindringlich mustert er Ladina, dann Urs, als sähe er ihn zum ersten Mal.

„Ihr habt also ein Kind gezeugt. An der Kirchweih im Sommer, nehme ich an.“

Urs schielt heimlich zu Ladina rüber auf ihren Bauch, klein ist er noch, man könnte nichts ahnen. Er bleibt stumm, nimmt aus dem Augenwinkel wahr, dass Ladina auf die Frage des Vaters nickt.

„Dann musst du sie heiraten“, sagt der Vater zu Urs.

Mit einem selbstverständlichen Tonfall, wie wenn er verlangt: „Geh die Kuh melken.“

Und zu Ladina sagt er: „Du bleibst heute Nacht hier und morgen geht ihr zum Amt und zur Kirche und meldet euch an.“

So ist es beschlossen.

Keiner der beiden wagt eine Widerrede. Urs riskiert einen kurzen Seitenblick zu Ladina hinüber. Es ist ihr nicht anzusehen, ob sie entsetzt oder erleichtert ist. Sie starrt weiter auf ihre Fußspitzen. Dann wirft er einen noch kürzeren Blick zum Vater hoch.

Doch Vaters Mine ist ebenso undurchdringlich wie die des Mädchens, während er ihr Decken zum Schlafen reicht. Während Ladina ihr Nachtlager auf der Holzbank aufschlägt, geht der Vater zu Bett.

Urs legt sich auf sein Bett und schließt die Augen. Wie Blätter in einem Herbststurm wirbeln Gedanken in seinem Kopf.

Er wird Vater. Ladina bekommt ein Kind von ihm. Sie werden heiraten.

Ein Kind! Es kommt ihm vor, als wäre seine eigene Kindheit erst gestern zu Ende gegangen. Irgendwie scheint sie wie an ihm vorbeigeflogen. Viel zu kurz. Ohne Mutter. Er hat nie eine Schule besucht. Was hatte er außer Arbeit? Kameradschaft? Der Sohn vom Schneckenbauern zählt nicht wirklich. Ein Nachbar halt. Der Vater? Er ist immer da. Alles Wissen über die Tiere, die Pflanzen, das Wetter und die Berge brachte er ihm bei.

Wie gestern sieht er den einen Tag vor sich, als er sieben Jahre alt war und mit dem Vater wie immer auf dem Feld arbeitete. Denn an diesem Tag geschah etwas Ungewöhnliches.

Oft zogen Kurgäste in Sänften, Kutschen und manchmal auch zu Fuß an ihnen vorüber. Diesmal ertönte aus einer Sänfte, als sie sich gerade auf ihrer Höhe befand, der Befehl an die Träger, anzuhalten. Die Stimme einer Frau. Die Sprache klang anders, als die Leute im Dorf reden. Härter. Die Frau stieg aus der Sänfte und schritt mit ihrem langen Rock, der in der Sonne glitzerte, auf den Vater und ihn zu. Als sie bei ihnen am Feldrand ankam, schnaufte sie ein wenig. Doch dann richtete sie sich selbstbewusst auf.

„Der Junge gehört in die Schule.“ Ihre Stimme klang fordernd.

„Das kann ich mir nicht leisten“, entgegnete Vater, ohne auch nur von seiner Arbeit aufzuschauen.

Dafür konnte Urs seinen Blick nicht abwenden von diesem Gesicht, das ihm so weiß wie Milch vorkam. Ein Duft strömte ihm entgegen, Linden im Frühsommer.

Er stellte sich vor, dass sie ihn auf ihrem Schoss hin und her schaukeln, ihm vorsingen und seine Haare streicheln würde.

„Ich zahle ihm die Kreidetafel und die Kost für den Lehrer für ein Jahr.“

„Kommt nicht in Frage. Wozu soll das gut sein?“ Urs hörte genau, dass der Vater langsam unwirsch wurde.

„Das Kind muss doch wenigstens ein bisschen lesen lernen, rechnen vielleicht. Und einmal mit anderen Kindern zusammenkommen.“ Die Stimme der Frau wurde lauter.

Mit anderen Kindern zusammenkommen!

Urs hatte sich ein paarmal in der Kirche nach den anderen Kindern umgedreht und jedes Mal prompt eine Backpfeife vom Vater erhalten. Allein auf der Kirmes hatte er die Gelegenheit, den anderen hinterherzurennen. Er rannte schneller als die meisten. Die meisten wollten aber nichts von ihm wissen. Lachten ihn aus. Sein Leinenhemd und seine Lederhose hatten die

größten Löcher. Auch alle anderen Kinder vom Dorf waren barfuß, Schuhe an den Füßen hatten nur ein paar wenige aus dem Kurort. Urs ahnte, dass seine Kleidung nicht der Grund war, warum sie ihn auslachten. Er wusste nie, was er sagen soll. Vor allem nicht, wenn sie ihm nachbrüllten:

„Wo ist denn deine Mutter?“

„Ist sie weggelaufen, weil du so dumm bist?“

„Ist sie bei deiner Geburt gestorben?“

Der letzte hatte dann eine blutige Nase.

Daheim fragte Urs den Vater, ob seine Mutter bei seiner Geburt gestorben sei.

Das Gesicht des Vaters sah plötzlich aus wie aus Stein. Ohne eine Erklärung nahm er ihn an der Hand und führte ihn hinaus hinter die Hütte, wo der Grabstein steht.

„Schau, das hier ist eine Drei. Deine Mutter starb 1903. Du bist genau 1900 geboren. Also drei Jahre vorher. Hier liegt deine Schwester, ihre Geburt war es.“

Dann drehte er sich um und ging wieder ins Haus, ohne ein weiteres Wort an die Sache zu verschwenden.

Die Dame am Feldrand wartete immer noch auf eine Antwort.

„Rechnen kann er“, brummte der Vater. „Dafür muss man nicht in die Schule.“

Damit war die Sache für ihn und Urs endgültig erledigt.

In der Tat: Seit jenem Tag, als er nach dem Tod der Mutter fragte, brachte der Vater Urs bei, Dinge zu zählen. Lehrte ihm Zusammenzählen und Abziehen, sogar Ziffern schrieben sie gemeinsam mit einem Stecken in die Erde oder mit Kohle auf ein Brett. Woher der Vater selbst diese Kunst beherrschte, blieb Urs ein Rätsel. Aber er wusste schon mit acht Jahren dank seines Vaters ganz genau: wenn der Schneckenbauer drei Kühe, und die anderen drei Bauern jeweils zwei Kühe hatten, machte das mit der eigenen zusammen zehn Kühe, die er die Alm hinauftreiben und abends wieder sicher heimbringen musste.

Nein, Rechnen fällt Urs nicht schwer. Aber mit dem heutigen Tag hat er nicht gerechnet.

Es ist eine schlaflose Nacht. Urs liegt hellwach und lauscht den vertrauten und fremden Geräuschen in der Hütte. Der Vater schnarcht nebenan wie gewöhnlich. Ladina wirft sich auf der Holzbank hin und her.

Irgendwann muss er dann doch noch eingeschlafen sein, denn er erwacht von ihrem geschäftigen Treiben am Herd. Er reibt sich die Augen und staunt.

War sie etwa bereits im Stall und hat die Kuh gemolken?

Gerade facht sie das Feuer an und wärmt die Milch. Stampft eine Handvoll Hafer im Mörser und kocht ihn in der Milch zu einem Brei. Der Vater quittiert all diese Verrichtungen mit einem zufriedenen Nicken.

In Urs steigt eine Wärme auf, ein Frohsein, wie wenn das Wetter gnädig gestimmt ist und das Grün auf den Feldern gedeiht. Er muss an die Kirche denken, wenn der Pfarrer predigt „wir danken dir für deinen Leib ...“ Er hat so etwas Ähnliches sonst noch nirgendwo gehört. Wenn er seine Arbeit gut macht, muss der Vater ihn nicht schimpfen.

Ladina scheint keine Wörter von ihm zu erwarten. Sie schauen sich nicht an.

Schweigend rührt sie im Topf, während er sich neben dem Vater auf die Holzbank setzt, von der sie bereits ihre Decken säuberlich in eine Ecke geräumt hat. Sie stellt ihnen den Breitopf, Löffel und Milchbecher auf den Tisch. Er und Vater beginnen zu essen. Ladina bleibt am Herd stehen und hantiert irgendetwas, bis der Vater die ersten Worte an sie richtet:

„Setz dich nun her und nimm dir auch.“

Sie zögert ganz kurz. Dann greift sie sich den dritten Holzbecher im Haus, der noch von der Mutter stammt. Füllt ihn mit Milch, setzt sich zu ihnen. Mit dem Holzlöffel, den sie beim Kochen zum Rühren verwendet hat, beginnt sie zu essen. Als der Topf leer ist, lehnen sie sich zurück. Vater streicht sich über den Bauch. Ladina steht auf, erhitzt Wasser in dem Kupferkessel über dem Feuer und putzt damit den Topf, die drei Becher und Löffel.

Der Vater geht zur Tür. „Wir müssen Schnee schaufeln bevor wir losgehen.“

Urs folgt ihm widerwillig nach draußen.

Wie gern würde er mit ihr kurz allein in der Stube sein.

Aber was würde er ihr sagen? Würde er es wagen, ihr in die Augen zu sehen? Geschweige denn, sie zu berühren?

Draußen ist es eiskalt. Gemeinsam schaufelt er mit dem Vater den Weg vor dem Haus vom Schnee frei. Ladina kommt mit ihrer Decke als Umhang heraus. Es ist Zeit, aufzubrechen. Sie gehen zu Fuß durch den Schnee in den Kurort hinauf.

Sie hat viel zu schlechte Stiefel!

Wenn er könnte, würde er mit ihr tauschen, aber seine wären ihr viel zu groß, und ihre sind ihm viel zu klein.

Vor dem Kirchenportal erklärt der Vater: „Während ihr mit dem Pfarrer sprecht, gehe ich zum Kronenbauern. Wir treffen uns dann im Gemeindeamt.“ Damit schreitet er weiter Richtung Kronenbauernhof, auf dem Ladina sicher bereits vermisst wird.

Zögerlich steht Urs vor dem Kirchenportal und blickt in Ladinas Gesicht. Zum ersten Mal.

Will sie mich überhaupt?

Worte kommen nicht über seine Lippen.

Ladina nickt stumm. Er versteht, er soll endlich klopfen. Er schluckt und klopft.

Eine Ewigkeit tut sich nichts. Schon wendet sich Urs fast erleichtert ab und will wieder umkehren. Da öffnet sich knarrend das schwere Holzportal und der Pfarrer steht im Schlafrock vor ihnen. Noch nie hat Urs ihn ohne Priesterkutte oder Anzug mit Revers gesehen.

Plötzlich hat er Bauchschmerzen. Er fühlt sich wie vor einer Beichte.

Der Pfarrer mustert ihn. Dann bleibt sein Blick auf Ladina haften. Er räuspert sich.

„Kommt herein.“ Er öffnet das Kirchentor, tritt zur Seite und schließt es hinter ihnen wieder. Das einzige Licht im Inneren strömt von den zwei kleinen Fenstern zu jeder Seite und von einem Kerzenstummel auf dem Altar am Ende der dunklen Halle. Das Schlurfen der Schritte hallt durch die Kirche, als der Pfarrer zum Altar geht. Er ist zwar im Nachtröck, aber sein Gangbild und wie er mühsam vor dem Kreuz niederkniet, das sind vertraute Bilder. Er bekreuzigt sich dreimal, quält sich wieder hoch und dreht sich zu ihnen um. Urs merkt erst jetzt, dass sie immer noch wie angewurzelt zwischen den hintersten Sitzbänken stehen.

Der Weihrauchgeruch brennt ihm in der Nase. Ladina neben ihm schluckt ein paarmal laut, als wollte sie verhindern, dass der Frühstücksbrei auf dem Kirchenboden landet.

„Tretet vor und nehmt Platz“, sagt der Pfarrer und weist mit der Hand auf die vorderste Bank.

„Was bringt euch zu dieser inoffiziellen Zeit in Gottes Haus?“

Urs bemerkt, wie am Abend zuvor, dass sie mindestens mit einem Meter Abstand voneinander dasitzen.

Er sieht auf seine Hände in seinem Schoss. Die Suche nach Worten fällt ihm noch schwerer als sonst. Hilflos blickt er kurz zu Ladina, dann zum Pfarrer hoch.

Der schaut im Stehen wie gestern der Vater auf die beiden herunter und erlöst ihn mit den Worten: „Ihr bittet um den Segen der Ehe.“ Beide nicken.

„Kommt heute Nachmittag wieder, bis dahin habe ich alles vorbereitet. Und du bring deinen Vater als Zeugen mit“, sagt der Geistliche. Sicher kennt er jedes einzelne Mitglied der kleinen Gemeinde mit ihren vierzig Höfen im Kurort oben und den zwölf Hütten im Dorf unten. Alle sind in seinem Kirchenbuch aufgeführt mit Namen, Geburts- und Todestag, alle Heiraten und Geburten. Er weiß wohl, dass Ladina seit dem Tod ihrer Mutter vor ein paar Jahren allein und ohne Familie als Magd auf dem Hof des Kronenbauern lebt.

Kaum ist die Kirchentür hinter den beiden ins Schloss gefallen, atmen Urs und Ladina gleichzeitig laut aus. Überrascht von ihrer gemeinsamen Reaktion und glücklich über das Überstehen dieser ersten Hürde wagt Urs, ihr ein kurzes Lächeln zu schenken.

Die Schneeflocken tanzen wieder vom Himmel, als sie weiter zum nahegelegenen Amt gehen. Nun gehen sie etwas näher nebeneinander, vielleicht ist es der kalte Wind, der sie zusammentreibt. Das zweitgrößte Haus im Ort nach dem Kirchengebäude dient gleichzeitig als Amt und Heimat für den Bürgermeister. Diesmal öffnet sich die Tür sofort, als die beiden klopfen. Der Bürgermeister ist bereits in voller Montur. Er wischt sich ein paar Krümel aus dem Bart während er unwirsch fragt: „Was gibt es?“

„Wir wollen unsere Heirat im Gemeindebuch eintragen lassen.“ Ladina drängt sich vor ihn hin. Urs nickt hinter ihr erleichtert.

Sie hofft sicher, schnell der Kälte entfliehen und das beheizte Amt betreten zu können. Drinnen ist es in der Tat wohlig warm. Der Bürgermeister mustert sie mit kaltem Blick. Er führt sie ohne ein weiteres Wort direkt in die Amtsstube, quetscht seinen dicken Bauch hinter den schweren Holzsekretär. Urs und Ladina bleiben unschlüssig vor ihm stehen, auf der Bank Platz zu nehmen hat er sie nicht eingeladen.

„Eure Namen und Geburtsdaten.“ Er hievt schnaufend ein schweres ledergebundenes Buch hervor und zückt einen Federkiel, den er vorsichtig in das Tintenfass taucht.

„Urs Bersorger, 6. August 1900“, stottert Urs.

„Ladina Tobler, 13. Februar 1902“, sagt Ladina.

„Ihr seid noch nicht volljährig.“ Das Buch klappt zu, der Federkiel wird weggelegt.

Entsetzt blicken sich die beiden an.

Was jetzt?

Der Bürgermeister stützt sich schwer auf dem Schreibtisch ab, während er sich aus seinem Stuhl erhebt. Ohne zu zögern führt er die beiden jungen Menschen mit ausgestrecktem Arm

zur Tür. Gerade als er sie öffnen will, klopft es laut. Der Bürgermeister schaut überrascht und macht auf, der Vater steht davor. Er muss das Problem bedacht, und sich beim Kronenbauern beeilt haben. Während er sich an dem fülligen Bürgermeister vorbeidrängt und das Amt betritt, schaut ihm der mit offenem Mund nach. Wortlos und ohne auf eine Einladung zu warten, nimmt der Vater auf der Bank vor dem Schreibtisch Platz. Ladina zögert diesmal nicht lange und setzt sich neben den Vater. Urs rückt notgedrungen nah an sie heran, ihre Oberschenkel berühren sich leicht. Er muss seine Jacke und den obersten Hemdknopf öffnen, so heiß wird ihm plötzlich.

Der Bürgermeister brummt und kehrt zu seinem Stuhl zurück.

„Sie sind noch nicht volljährig. Da musst du als Vormund unterzeichnen, Bersorger.“ Er greift sich mit der Linken in den Bart, wie um noch ein paar Kuchenbrösel herauszukämmen, während seine Rechte das dicke Gemeindebuch wieder öffnet und den Federkiel erneut eintaucht.

„Wie war es nochmal? Ledige Tobler? 13. Februar 1902?“ Ladina nickt bestätigend.

„Also gut. Heute haben wir den 18. Dezember 1918. Eheschließung ...“ Die weiteren Worte versickern in seinem Bart.

Dann ist wieder deutlich zu vernehmen: „Ich, der leibliche Vater des Mannes, übernehme bis zum Eintreten der Vollmündigkeit meines Sohnes, Urs Bersorger, am 6. August 1921 die Vormundschaft für das Ehepaar.“

„Kannst du deinen Namen schreiben?“ Der Bürgermeister hält dem Vater den Federkiel hin und dreht ihm das Buch zur Unterschrift um. Statt einer Antwort schaut Vater verächtlich, während er unterzeichnet. Die Feder kratzt auf dem Papier. Währenddessen taucht der Bürgermeister seinen Siegelring behutsam ins Tintenfass und macht seinen ordnungsgemäßen Stempel unter den Eintrag.

Damit hat die Zeremonie ein Ende. Das war alles. Dennoch verspürt Urs eine Schwere und Feierlichkeit, als er neben Ladina die Treppen des Amtes herabsteigt. Die drei gehen schweigend durch den Schnee zurück hinunter zum Haus im Dorf.

...

7. Martin und Dolores II

Der Zug ist überfüllt, und es ist heiß, eng und laut. Ich schließe die Augen, setze meine Kopfhörer auf und schalte den Discman an. Die CD von Pink Floyd habe ich mir nach seinem Umzug gekauft, obwohl das eigentlich nicht unbedingt meine Musik ist, aber er liebt sie. Pascal.

Ich lehne meine Stirn gegen die eiskalte Fensterscheibe. Mein Atem lässt mein Spiegelgesicht im Nebel verschwinden. Ich stelle mir vor, wie er aussieht. Erinner mich an sein Grinsen, wie er den Kopf leicht schräg legt, als würde er versuchen, seine Größe zu verringern.

Die Fahrt dauert eine Ewigkeit. Wie immer, wenn ich nervös bin, spiele mit dem Discman-Kabel. Wie er wohl reagieren wird? Hätte ich ihm Bescheid geben sollen? Ich habe am Telefon nur gefragt, was er am Abend macht und ob er zu Hause ist. „Ja“, hat er gesagt. „Nein, ich habe kein Basketballtraining, ich habe noch keinen neuen Verein gefunden.“ Er klang so, als hätte er auch noch keine neuen Freunde gefunden. Er gehe nirgendwo hin am Wochenende, wohin solle er auch gehen, meinte er. Und ich?

Ich will nicht daran denken.

Erinnerungen. Sein Abschiedsgeschenk, die alte Schallplatte von Pink Floyd, „The Wall“, echtes Vinyl, steht aufrecht im Regal daheim in meinem Zimmer. Nicht an daheim denken jetzt. Lieber an ihn.

Es war in der zehnten Klasse, die Französischstunde hatte schon begonnen. Die Tür zum Klassenzimmer ging auf. Dreißig Köpfe, sechzig Augen richteten sich auf den Neuen, der an seinem ersten Tag zu spät kam. Pascal.

„Bonjour Pascal, je te propose de t’asseoir à côté de Martin, il y a de la place et il pourra te soutenir“, sagte die Französischlehrerin, die bereits wusste, dass Französisch seine Schwäche war, weil er an seiner vorherigen Schule Latein gehabt hatte.

Ich wette, ich wurde damals knallrot, als ich Pascal übersetzen musste, dass er auf dem freien Platz neben mir sitzen sollte (das mit der Unterstützung in Französisch verschwieg ich erst einmal). Pascal zuckte kurz die Schultern und ließ sich schwer auf den Stuhl fallen, unsere Schultern berühren sich dabei flüchtig. Plötzlich war ich wie elektrisiert. Eine Gänsehaut breitete sich auf meiner Haut aus, gleichzeitig wurde mir heiß. Im Lauf der Stunde spürte ich neidische Blicke im Rücken wie giftige Pfeile. In der Pause wurde Pascal von allen umschwärmt und ausgefragt.

„Basketball? Cool! Hast du schon einen Verein gefunden?“

Auf einmal wollten alle in der Sportstunde Basketball spielen. Keiner hatte eine Chance gegen Pascal. Er war nicht nur technisch hundertmal besser, sondern auch der Größte von uns. Er holte jeden Rebound. Versenkte unzählige Körbe. Pascal zog nicht nur alle Mädchen und Jungen, sondern auch die Lehrer in seinen Bann. War vorher Fußball die alles dominierende Macht auf dem Pausenhof gewesen, der sogar die Lehrer mit ihren Kaffeetassen auswichen, so übernahm seit Pascals Ankunft mehr und mehr diese andere Sportart die Macht. Den Basketball brachte Pascal selbst mit in die Schule, der Korb erschien auf mysteriöse Weise wenige Tage später am Rand neben der Turnhalle.

Duschen nach der Turnstunde war Pflicht und schon vor der Ankunft von Pascal eine Tortur der maximalen Peinlichkeit für mich gewesen. In der Regel umging ich die Situation, indem ich immer so lange herumtrödelte, bis die anderen endlich fertig waren. Mit Pascal blödelten sie aber nun so ewig unter der laufenden Dusche, dass einmal der Sportlehrer hereinmarschierte und brüllte:

„Jetzt aber Schluss, es klingelt gleich zur nächsten Stunde. Martin, worauf wartest du? Du hast ja noch nicht einmal angefangen. Zackig jetzt!“

Nachdem Herr Bartsch wieder aus der Umkleidekabine, und die Jungs endlich aus der Dusche raus waren, huschte ich mit dem Handtuch um den Bauch und gesenktem Blick an ihnen vorbei, stellte mich unter die Dusche gleich neben der Tür, in die man von der Umkleide aus am wenigsten Einblick hatte. Pascal und die anderen kämpften nebenan mit ihren nassen Handtüchern, in die sie Knoten gemacht hatten, mit denen sie sich gegenseitig auspeitschten. Ich schob mich mit dem Handtuch vor dem Körper aus der Dusche zu meinem Kleiderhaken, drehte ihnen den Rücken zu und zog mich so schnell wie möglich an. Als ich mich wieder umdrehte, stand auf einmal Pascal vor mir. Er trug immer noch nur seine Hosen. Fast stieß ich mit der Nase gegen seine nackte Brust. Breit. Muskulös. Ein paar Härchen. Ich drehte den Kopf zur Seite, versuchte ruhig zu atmen.

„Deine Ballkoordination ist gut, du bist leider nur noch ein Stück zu klein für Basketball.“ Sicher wurde ich wieder knallrot im Gesicht. Pascal gab mir mit einem breiten Grinsen einen Klaps auf die Schulter und dann drehte er sich endlich weg und zog sich fertig an.

Es dauerte nicht lange, bis die Französischlehrerin Pascal die Nachhilfe durch mich quasi per Dekret verordnete. Wir übten also jeden Mittwochnachmittag und Samstagvormittag in

seinem Zimmer, ich saß neben ihm, unsere Beine wurden von den Schreibtischschubladen links und rechts eingepfercht, so dass unsere Knie sich unweigerlich berührten. Jedes Mal ein Stromschlag, wie damals, als ich einmal einen elektrischen Viehzaun in den Bergen berührt hatte.

Ich gewöhnte mich einfach nicht daran, oder besser gesagt, ich gewöhnte mich zu sehr daran. Ich wurde süchtig nach dem Gefühl, das in mir aufstieg, wenn ich in seiner Nähe war. Wie wenn ein warmer Sommerregen auf deine nackte Haut prasselt und du dich ganz spürst, vom Kopf bis zu den Zehen.

Pascal lernte die französische Grammatik schnell, und ich fragte mich, ob er auch meine Gefühle durchschaute.

„Ist dir klar, dass Clara und Filippa total eifersüchtig auf dich sind?“, sagte er einmal, als ich bei ihm war, und sah mich mit einem Grinsen an, meine Reaktion genau beobachtend.

„Und? Warum lernst du nicht mit einer von ihnen?“, sagte ich und versuchte, das Zittern in meiner Stimme zu unterdrücken.

Pascal lehnte sich vor, schüttelte laut lachend den Kopf und meinte: „No way, ich weiß, worauf die aus sind. Das endet dann nur in Geknutsche und lernen tu ich nichts.“

Und dann hörte er auf zu lachen und schaute mich wieder mit ernstem Gesicht an, ich konnte nicht entschlüsseln, was er dachte.

Nach ein paar Sekunden legte er den Arm um meine Schulter und sagte: „Martin, mit dir bin ich happy. Du bist mein bester Nachhilfelehrer und Freund.“

Ich spürte, wie mir heiß und mein Gesicht rot wurde und wich seinem Blick aus.

„Also, wenn es ein normales Verb ist, nimmst du für das Passé Composé ‚avoir‘ ...“, fuhr ich fort, um abzulenken.

Ich wunderte mich, warum Pascal nicht längst mit Clara oder Filippa ging, einem der beiden hübschesten Mädchen der Klasse. Beide zeigten, wie die meisten Mädchen, offensichtliches Interesse. Pascal stieg zwar bei jeder Gelegenheit oberflächlich auf ihre Flirts ein, aber dabei blieb es dann auch. Wie eine clevere Fliege stupste er an das Spinnennetz, ohne sich in den klebrigen Fäden zu verheddern. Rechtzeitig hob er ab, bevor die gierige Spinne ihn erreichte. Nicht nur sein Basketballspiel war virtuos.

Mittlerweile blieben wir nach der Französischnachhilfestunde noch stundenlang zusammen, hörten Musik, schlenderten durch die engen Gassen der Stadt. Pascal schleppte mich in einen

Secondhand-Plattenladen, den ich gar nicht kannte, obwohl ich im Gegensatz zu ihm mein ganzes Leben in dieser Kleinstadt verbracht hatte. Seine Eltern hatten noch so einen alten Plattenspieler. Er gab sein Geld für Pink Floyd aus, aber auch für Queen, Elton John und David Bowie. Er legte vorsichtig die Nadel auf die neu erstandene Platte und tanzte ungeniert vor mir im Wohnzimmer herum. Als er dann auch noch lauthals mitsang, kippte seine Stimme bei einigen hohen Tönen in ein Krächzen, obwohl er den Stimmbruch eigentlich schon hinter sich und einen sehr tiefen, männlichen Tonfall hatte. Im Gegensatz zu mir - ich konnte zumindest akustisch immer noch als Mädchen durchgehen.

Ende der zehnten Klasse kam der erste Schlag in die Magengrube.

„Wir ziehen zu Großvater. Dann sind wir alle nicht mehr so einsam“, sagte Papa und sah mich erwartungsvoll an.

Ich war sprachlos. Wirklich? Das bewies mal wieder, wie wenig Papa mich kannte. Was dachte er denn, was ich dort oben in dieser Einöde machen sollte?

Ganz zu schweigen davon, dass ich dann eine Stunde von Pascal entfernt wohnte. Eine Stunde! So lange benötige ich nach dem Umzug nun jeden Tag, um mit dem Zug in die Schule zu fahren. Immer öfter blieb ich nach dem Unterricht länger in der Stadt, meist bei Pascal zu Hause, oder wir hingen in der Stadt herum. Oder ich saß in der Sporthalle und schaute Pascal beim Basketballtraining zu. Manchmal zeichnete ich ihn heimlich, zeigte aber nie jemandem die Bilder.

Dann begann Papa Stress zu machen. Ich würde zu wenig Zeit zuhause verbringen, zu wenig für die Schule tun. Ich merkte genau, dass Papa an mir schnupperte, wenn ich abends heimkam, und herauszufinden versuchte, ob ich mit Pascal mal wieder einen Joint geraucht hatte. Und Opa erst! Der warf ständig kritische Blicke auf meine Haare, die mir mittlerweile wieder über die Schultern reichten.

Meine Haare. Ich lasse sie mit Absicht quer über mein Gesicht und das rechte Auge fallen, ich will gar nichts sehen. Und niemand soll mich sehen. Auch nicht die neugierige Tante, die mich vom Sitz gegenüber komisch anstarrt. Ich starre zurück, steck mir einen Kaugummi in den Mund, kaue und schließe die Augen. Denke lieber wieder an Pascal.

Es war ein Freitagnachmittag. Wir schlenderten durch die Fußgängerzone. Die Frühlingssonne ließ die regennassen Dächer und Pflastersteine glitzern. Pascal war extrem gut gelaunt. Er

hatte in Mathe die beste Note geschrieben und in Französisch sein erstes „Gut“. Wir waren unterwegs zu einem Burgerladen, zum Feiern. Pascal liebte Burger. Ich bestellte eine Portion Pommes. Weil das Wetter so schön war, nahmen wir das Essen mit raus, worüber ich froh war, denn in dem Restaurant stank es nach altem Fett. Ich warf eine halbe Pommes einem Spatzen zu, der vor unseren Füßen am Boden herumflatterte. Pascal legte auf einmal einen Arm um meine Schultern und drückte mich an sich. Überrascht schaute ich hoch in sein Gesicht. Er sah so aus, als wollte er mir gerade irgendetwas sagen.

„Pascal?“, ertönte es da plötzlich hinter uns. Wir drehten uns um. Pascal ließ mich sofort los. Hinter uns standen Clara und Filippa. Als sie mich erkannten, wurden ihre Augen groß, sie sahen irgendwie schockiert aus.

„Wir dachten schon, du hast eine Freundin ...“, sagte Clara. Am Ende entfuhr ihr ein komisches Kichern.

„Nee, für so was habe ich keine Zeit. Sport, Schule und wieder Sport. Man muss Prioritäten setzen“, sagte Pascal lachend.

„Aha. Und Martin?“, stichelte Filippa weiter. Sie war schon immer die Selbstbewusstere, Aggressivere der beiden gewesen.

„Dank Martin habe ich ein ‚Gut‘ in Französisch bekommen, das mussten wir feiern“, entgegnete Pascal.

Daraufhin gratulierten die beiden ihm überschwänglich und nutzen die Gelegenheit, Pascal um den Hals zu fallen und ihn zu umarmen. Er schien ein wenig verlegen und versuchte sie abzuschütteln.

Als die beiden endlich wieder außer Sicht- und Hörweite waren, beklagte er sich: „Boah, jetzt riech ich nach ihrem Parfum!“

Anfang der elften Klasse kam die zweite Katastrophenmeldung.

„Wir ziehen um“, sagte Pascal.

„Was? Wohin? Warum? Wann? Schon wieder? Ihr seid doch erst ein Jahr hier!“ Ich glaube, ich stammelte die Worte nur so heraus, machte keinen Punkt, keinen Atemzug, mein Herz vergaß zu schlagen, mir wurde schlecht.

„Mein Vater muss schon wieder die Filiale wechseln“, sagte Pascal. „Aber für mich ist es das letzte Mal, das sag ich dir. Sobald ich nächstes Jahr achtzehn werde, ist Schluss mit dem

Umherziehen.“ Pascals Gesicht wurde für ein paar Sekunden fast hässlich, so ein grimmiges Gesicht machte er.

In den Ferien half ich ihm packen. Seine Platten wickelte Pascal sorgfältig in Packpapier und platzierte sie vorsichtig in einer stabilen Kiste. Seine fünf Basketbälle landeten in einem großen Netz.

Zum Abschied am Umzugstag drückte er mir eine Schallplatte in die Hand. Ich blinzelte und konnte wegen der blöden Tränen, die sich in meinen Augen ansammelten, kaum das Cover erkennen. „The Wall“ von Pink Floyd. An dem Tag versagte mein Talent, die Salzströme zurückzuhalten.

Lange stand ich am Straßenrand und sah dem grauen Umzugsvan hinterher. Ließ den Tränen freien Lauf, bis meine Wangen brannten.

Der Zug hält. Ich habe den Eindruck, alle steigen hier im Zentrum aus. Verloren versuche ich, mich in dem riesigen Bahnhofskomplex zu orientieren. Überall hängen schon Weihnachtsdekoration und Lichter. Zweimal steige ich die falsche Treppe hoch, muss wieder runter, weil ich oben feststelle, dass der Verkehr hier in der Hauptstadt eine Straßenüberquerung zu Fuß unmöglich macht. Zum Glück habe ich einen Stadtplan dabei, und zu Hause schon markiert, wie ich laufen muss. Von den wenigen Malen, als ich mit den Eltern hier war, ist mir außer den gigantischen Einkaufszentren und der Kirche, von deren Turm aus wir auf die Großstadt hinunterblickten, nichts in Erinnerung. Irgendwo hier muss auch Mama wohnen. Wir haben sie in dem ganzen Jahr, seit sie ausgezogen ist, nie besucht. Ich verdränge die Gedanken an sie und versuche mich darauf zu konzentrieren, in der Flut von Menschen, Autos und weihnachtlichen Reklameschildern die Straßennamen zu finden. Es ist saukalt, aber ich schwitze unter der Jacke, und unter dem Rucksack klebt mittlerweile mein Pullover am Rücken.

Endlich stehe ich vor seinem Haus. Noch nie war ich hier seit seinem Umzug vor Monaten. Es ist später Nachmittag, und es wird schon dunkel, mein Bauch knurrt, ich habe seit dem Morgen nichts gegessen. Statt nach der Schule heimzufahren, bin ich gleich in den Zug in die entgegengesetzte Richtung eingestiegen, außer Kaugummi hatte ich nichts dabei. Ich steige die Stufen hoch zur Tür. Meine Hand zittert, als ich auf die Klingel drücke.

Er öffnet. Mit einem unwirschen Gesichtsausdruck, der sich in der nächsten Sekunde in überrascht wandelt, aber Freude kann ich nicht erkennen. Ich mache einen Schritt rückwärts die Stufe hinunter, stolpere fast.

Nicht nur die Umgebung, die überfüllten Straßen, die abweisenden meterhohen Fassaden, die vielen eiligen Menschen sind mir fremd. Ein Fremder scheint vor mir zu stehen. Pascal wirkt fast abweisend. Als hätte er sein altes Ich beim Umzug zurückgelassen.

Nach einer Weile, die mir wie Stunden vorkommt, macht er einen Schritt auf mich zu und umarmt mich jedoch, wie früher.

Habe ich mir seine Ablehnung eingebildet, sie vielleicht mit Überraschung verwechselt? Jetzt grinst er, ein wenig müde wirkend, legt den Kopf schief und lässt mich rein.

„Ich habe mir fast gedacht, dass du kommst“, sagt er.

Wir gehen ins Haus.

Neugierig sehe ich mich in der neuen Wohnung um, sie wirkt teilweise fremd und doch irgendwie bekannt. Die Küche ist ganz anders, aber der Schuhschrank im Gang zum Beispiel ist der alte. Wir stehen verlegen im Wohnzimmer herum, auch hier die gewohnten Sessel und das Regal, noch ein paar unausgepackte Umzugskartons am Boden davor.

Keiner von uns weiß ein Wort zu sagen, wir sehen uns nicht einmal in die Augen. Verzweifelt überlege ich, wie ich ihm über die neue Schule, Freunde, Sport und alles Fragen stellen soll. Ich suche nach Vertrautem, dem alten Plattenspieler. Nein, den hätten sie auf dem Flohmarkt verkauft. Pascal zieht eine Vinylplatte aus dem Wohnzimmerregal. Queen, Bohemian Rhapsody. Er schenkt sie mir. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Was ich denken soll. Freue ich mich? Was mache ich mit der Platte, die ich nicht anhören kann?

„Komm gehen wir in mein Zimmer“, sagt Pascal schließlich.

Es ist kleiner als sein altes. Das Bett und den Schreibtisch hat er behalten. Ich werfe einen Blick auf seine Schulbücher. Dann suche ich vergeblich die Basketbälle. Ein großer Boxsack hängt von der Zimmerdecke. Pascal folgt meinem Blick, sagt auf meine unausgesprochene Frage: „Den haben die Vormieter hängen lassen. Boxen hält mich fit, keine Ahnung, ob ich Basketball nochmal anfangen ...“

Auf meine Frage, ob ich über Nacht bleiben kann, antwortet er „Klar. Meine Eltern sind nicht da, sie sind übers Wochenende weg.“

Er öffnet den Schrank, holt etwas heraus und wirft mir eine Rolle zu, einen Schlafsack. „Schön, dass du hier bist, ich habe dich vermisst.“ Ich dich auch, denke ich. Und irgendwie vermisse ich dich noch immer, obwohl ich dir gegenüberstehe ...

Ich drücke mir den eingerollten Schlafsack an den Bauch. Das ist ein typischer Fehler von mir. Manchmal bilde ich mir ein, der Mensch, der mir gegenübersteht, und den ich liebe, müsste eigentlich genau wissen, wie es in mir drin aussieht. Was natürlich Quatsch ist.

Ich ertappe mich gerade, dass ich genau diese Fehleinschätzung im Moment mit Pascal mache. Woher soll er wissen, wie ich mich fühle? Wir haben uns seit Monaten nicht gesehen und auch zuvor habe ich nie getraut, ihm die Wahrheit zu sagen.

Wahrheit. Was ist das überhaupt?

Für Papa bin ich sein jüngerer Sohn, der einfache, der im Vergleich zu Constantin wenig Probleme macht. Macht. Bis vor Kurzem.

Seit Kurzem rebelliere ich, bin wütend und abweisend. Das ist mir völlig bewusst. Nicht, dass ich die Wahl hätte. Dass ich das aus einem speziellen Zweck bewusst machte. Dass ich mich auch anders verhalten könnte, wenn ich wollte. Nein.

Ich kann mich einfach nicht mehr verstellen. Ich muss irgendwo meinen Frust rauslassen. Dabei habe ich doch gerade bei Papa Angst, ihn zu verlieren.

Vielleicht bin ich deshalb weggelaufen von zuhause. Bevor es eskaliert.

Geflohen wie Mama. Sie durchschaut mich glaube ich am besten. Vielleicht ahnt sie, was in mir vorgeht. Sozusagen von Frau zu Frau. Haha. Aber sie hat nie den ersten Schritt gemacht. Nie mit mir geredet. Im Gegenteil. Lässt mich einfach im Stich. Egoistisch verfolgt sie ihren Selbstverwirklichungstrip. Ist in diese scheußliche Großstadt hier gezogen. Hat mich meinem Schicksal überlassen, obwohl sie wusste, dass Papa dann in das Bergdorf zurückziehen wird. Denk ich mir mal. Gesagt hat sie damals nur: „Ich liebe euch. Aber ich finde es unfair, dass die Gesellschaft von uns Frauen erwartet, sich für die Familie zu opfern. Männer dürfen Karriere machen und bekommen Anerkennung.“

„Was für eine Karriere machst du denn jetzt?“, fragte ich sie.

„Ich bin Heilpädagogische Lehrerin in einem Jugendheim“, antwortete sie.

„Aha“, war mein Kommentar.

„Was heißt ‚aha‘?“, wollte sie wissen.

„Du kümmerst dich also lieber um fremde Kinder für Geld.“ Ich versuchte meine Stimme eiskalt klingen zu lassen.

„Constantin ist in seiner Tagesschule bestens betreut und hat so viele Fortschritte gemacht. Ihr braucht mich doch gar nicht mehr ...“ Sie begann zu stocken, als würde ihr bewusst, dass sie wieder vor allem an Constantin dachte, außer an sich selbst.

Ich drehte mich weg von ihr, ging in mein Zimmer und knallte ihr die Tür vor der Nase zu.

„Und du kannst mich jederzeit anrufen oder besuchen“, schrie sie durch die Tür.

Ich machte es nie.

Stattdessen besuche ich jetzt Pascal. In der Hoffnung, dass er mich besser versteht. Mein Freund ist. Für mich da ist. Ich bin so müde. So hungrig. Sehne mich so ... nach was ...?

Wir setzen uns auf den Boden, und Pascal zündet einen Joint an, wir ziehen abwechselnd.

Auf einmal holt Pascal ein kleines Plastiktütchen aus der Hosentasche. Eine hellrosa Tablette ist darin.

„Teilen?“, er grinst fast sein altes Lächeln.

„Was ist das?“, frage ich.

„Das ist Emma. Du wirst sie mögen“, erklärt Pascal und bricht das Ding in der Mitte auseinander. Er steckt sich seine Hälfte in den Mund und hält mir die andere entgegen.

Mein Arm ist schwer und träge, langsam hebe ich ihn und halte meine Hand hin. Die rosa Hälfte fällt hinein. Pascal dreht sich kurz weg und holt eine Flasche Wodka aus dem Schreibtischschrank. Ich nutze die Sekunde und lasse die halbe Emma in meiner Hosentasche verschwinden. Pascal spült seine mit einem großzügigen Schluck hinunter, streckt mir dann die Flasche entgegen. Ich nehme einen kleinen Schluck und muss sofort husten. Es brennt. Das Zimmer beginnt sich zu drehen. Ich habe seit Pascals Umzug nicht geraucht und bin das Gras nicht mehr gewöhnt. Auch Pascal reagiert komisch. Statt entspannt und lustig zu werden, wirkt er plötzlich aufgekratzt. Beinahe aggressiv kommt er mir vor, reagiert unwirsch, als ich versuche, ihm Informationen über seine neue Schule, die Leute und so weiter zu entlocken.

„Lass uns lieber über uns reden“, sagte er. Ich weiß nicht, was ich sagen soll, er anscheinend auch nicht, denn er bleibt stumm, trinkt noch einmal aus der Wodkaflasche.

Als er sich meinem Gesicht nähert, und mich küssen will, geht mir alles zu schnell.

Ich stoße ihn von mir.

„Was ist? Willst du mich nicht mehr?“ Pascals Stimme klingt messerscharf.

Bevor ich antworten kann, liege ich plötzlich am Boden, und Pascal sitzt auf mir, auf meinem Oberkörper. Ich bekomme kaum noch Luft. Pascal hält mich mit seinem Körpergewicht gefangen und mit der freien Hand fummelt er an meiner Hose herum.

„Hör auf. HÖR AUF!“

Doch Pascal hört nicht auf. Er schafft es, die Hose zu öffnen.

Ich liege plötzlich auf dem Bauch, habe gar nicht mitbekommen, wie Pascal mich umgedreht hat. Jetzt schreie ich. NEIN.

Mein Kopf wird auf den Boden gedrückt. Ich habe das Gefühl zu ersticken.

Schmerz zerreißt mich.

Ich wünschte, ich wäre tot.

...